

trouhen, doch sei Gegner es nicht moogen wird, zu dem äußersten Mittel zu greifen. Callaure hat mit seiner letzten aröhen Rede einen guten Anfang gemacht, obgleich die Aufgabe für ihn nicht leicht ist, denn er ist niemals vollständig gezeien. Daran man im Bürgerium hauptsächlich die Einkommensteuer schuld, zu deren Vorkämpfer er sich gemacht hat. Dann aber wirkte mit, daß man ihm die Gegnerschaft gegen das englische Bündnis nachsagte, an dem die Verbandspolitiker schon seit zehn Jahren keine Kritik mehr vorbringen. Er sprach früher einmal von Risiken der Delaquesique das Wort aus, daß England grundsätzlich nur Freund der schwachen Staaten sei, und äußerte zu dem englischen Botschafter, der ihn einmal zu besuchen versuchte (es war noch Folgebald), Frankreich sei nicht zu bringend an England angewiesen. Es habe noch Reserve-Freundschaften. Man hat aus diesen früheren Äußerungen solche Schluffolgerungen gezogen, besonders in Hinblick auf das Verhältnis zu uns. Wenn Callaure in der Kammer für sich äußerte, daß er an dem Bündnis mit England festhalte, so war das ohne Zweifel aufrichtig. In diesem Gefühl begegnen sich heute die sämtlichen nationalitästlichen Politiker Frankreichs, gleichviel wie nor dem Kriege ihre Stellung zu England war. Was man früher

glaubte, freiwillig tun zu können, das muß man eben jetzt. Jenseit eine deutliche und distinkte Annäherung zu einem deutsch-französischen Bündnis oder eine Verständigung mit uns hat Joseph Caillaux auch früher nicht bewiesen. Auch während der Marocko-Verhandlungen von 1911 mit uns blieb er der Mann der nationalen Interessen, der mit uns genau handelte und feilschte, um das französische Kämpfspiel in Marokko durchzuführen. Solange der Gedankengang einer großen europäischen Verbrüderung oder eines Völkerbundes steht Caillaux durchaus fern. Wie seine Ausrufung über die Völkerbünde beweist, steht er darin als echter Franzose auf dem Boden der französischen Annäherung wie alle Kriegsgegner. Von diesem Standpunkt aus ist eine grundsätzliche Abkehr von dem westmächtslichen Kämpfspiel zu erwarten, dürfte, selbst wenn er den Kampf mit seinen Feinden siegreich besteht, ein Irrtum sein. (Köln. Ztg.)

Amerika.

Berlin, 31. Dezember. Wie wir hören, beschränkt sich die Hilfe, die Amerika an Seestreitkräften seinen Verbündeten zur Verfügung gestellt hat, auf eine Anzahl von U-Bootjägern, etwa 2 des ganzen Bestandes der ganzen amerikanischen Marine. Diese Fahrzeuge sind in Ozeanposten und Booten auf dem Äquator untergebracht. Auch für das nächste Jahr ist eine wesentliche Verstärkung dieser amerikanischen Hilfe nicht zu erwarten. Kreuzer oder andere größere Seestreitkräfte konnte Amerika noch nicht zur Verfügung stellen.

Ab Amsterdam, 31. Dezember. Einem hiesigen Blatte zufolge erzählt die "Times" aus Washington: Konkrete Mittel des Senats für die Seestreitkräfte für Schiffsangelegenheiten mit, daß der Plan, 1000 hölzerne Dampfschiffe zu bauen, unüberführbar sei, da man nicht über genug geeignetes Holz verfüge.

Der Tauchbootkrieg.

Ab Berlin, 31. Dezember. Neue U-Bootsfolge in der Biscaya, im englischen Kanal und der Irischen See. 25 000 Brutto-Registertonnen.

Unter den versenkten Schiffen befand sich die französische Schiffe be- wehrte Dampfschiff "Chilly" (1318 Tonnen) mit Wasser für Frankreich, sowie ein englischer mit mehreren Geschützen mittlerer Kaliber bewaffneter Dampfer, anscheinend ein Hilfskreuzer von Anson und Größe des "Cochran", der unter einer Deckungslinie sofort unter- gegangen. Zwei tief beladene größere Dampfer wurden aus geschickten Gefechtszügen herausgeschossen.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Der Neujahrsgruß des Kaisers.

An das deutsche Heer und die deutsche Marine! Ein Jahr schmerz, bedeutungsvoller Kämpfe ist zu Ende ge- gangen.

Gewaltige Schlachten, die vom Frühjahr bis zum Herbst auf beiderseitiger und französischer Erde tobten, sind zugunsten einer raschen Wende entschieden. Im Osten brachte der Angriffswille unseres Heeres durch wackere Schlachten große Erfolge. Jetzt ruhen dort die Waffen. Glänzende Siege errangen in wenigen Tagen jahrelange Angriffsaktionen der Moskow.

Im Zusammenwirken mit der Armee hat meine Flotte auf neue bei fähigen Unternehmungen ihre Tatkraft bewiesen. Unverletzt leisten die Unterwasserfahrzeuge ihre schwere, wirkungsvolle Arbeit.

Voll Stolz und Bewunderung blicken wir auf die heldenmütige Schär unserer Schiffe.

So hat das deutsche Volk in Waffen überall, zu Lande und zu Wasser, gewaltige Errungen.

Aber noch hoffen wir unsere Feinde mit Hilfe neuer Bundesgenossen auch zu schlagen und dann für immer Deutschlands in harter Arbeit erlösen. Weisung zu erteilen. Es wird ihnen nicht gelingen. Im Vertrauen auf unsere gerechte Sache und unsere Kraft leben wir mit fester Zuversicht und klarem Willen auf das Jahr 1918.

Darum vorwärts mit Gott zu neuen Taten und zu neuen Siegen!

Großes Hauptquartier, den 31. Dezember 1917.

gez. Wilhelm I. R.

Austausch von Neujahrswünschen zwischen Generalstab und Marinestab.

Ab Berlin, 31. Dezember. Anlässlich des Jahreswechsels hat zwischen dem Chef des Generalstabes des Feldheeres und dem Chef des Admiralstabes der Marine der nachstehende Telegramm- wechsel stattgefunden:

An Admiral v. Holtendorff, Admiralstab, Berlin. Zum Jahres- wechsel sende ich Ihnen, Generalstab, die herzlichsten Grüße. Die gemeinsamen Waffengänge gegen Ozean und Land, das Band zwischen der Marine und dem Heer noch fester geknüpft. Die Wirtungen unseres U-Bootskrieges brachten unserer Westfront eine wesentliche Entlastung. So werden wir Hand in Hand im kommenden Jahre mit Gottes Hilfe die siegreiche Entscheidung erlangen. gez. v. Hindenburg, Generalstabs- chef.

An Generalstabschef v. Hindenburg, Gr. Hauptquartier. Um Erlassen danke ich für die an mich gerichteten, der Marine wertvollen Worte und Wünsche zum Jahreswechsel von Herzen. Es wird uns ein weiterer Ansporn sein zur Anspannung aller Kräfte zu wissen, daß der U-Bootskrieg den unersetzlichen Kämpfen der dort bestürzten Westfront eine wesentliche Entlastung gebracht hat. Möge das neue Jahr dem deutschen Volke die Früchte der herrlichen Siege seines tapferen Heeres zur Reife bringen. gez. v. Holtendorff.

Kleine Mitteilungen.

Berlin, 31. Dezember. Im Monat Dezember machten wir über 44 000 Gefangene, erbeuteten 243 Geschütze, 961 Maschinen- gewehre und 85 Minenwerfer und eroberten 164 Quadratkilometer Bodens in Europa. Die Beutezahl des geliebten Vorkrieges bei Cambrai ist in diese Zahlen nicht eingerechnet. Demgegenüber be- tragen bei unseren Feinden die Zahlen wie folgt: 1027 Gefangene, 2 Geschütze, 23 Maschinengewehre und in Europa kein Geländegewinn.

In der Schweiz werden die Aussichten für einen allge- meinen Frieden vor neuen schweren Kämpfen gering eingeschätzt, andererseits wird der russische Friede als sicher angesehen. Die Lage der Schweiz im besondern betrachtet man als wirtschaftlich ge- fährdet, in militärischer Hinsicht aber als besser denn in früheren Zeiten.

Italienische Lügen.

Ab Berlin, 1. Januar. "Corriere della Sera" verbreitet die Nachricht, daß die italienischen Gefangenen am Tagliamento zu Kriegsarbeiten an der Front im Bereich des italienischen Feuers gezwungen worden seien. Diese Nachricht ist von Anfang bis zu Ende lügenhaft.

Tages-Rundschau.

Ab Berlin, 1. Januar. Gestern morgen nahmen beide Majestäten im Schloß Bellevue als Heilige Abendmahl. Seine Majestät der Kaiser hatte den Generalstabschef, künftigen Reichs- kriegsminister Dr. v. Kuhlmann und harte ferner die Vorträge des Chefs des Marinestabes und des Chef des Admiralstabes der Marine.

Ein Aufruf an die deutschen Landwirte.

Ab Berlin, 31. Dezember. Der Jahreswende 1917 ver- öffentlichen der Kriegsanstalt der deutschen Landwirtschaft, der Deutsche Reichsverband der landwirtschaftlichen Genossenschaften, der Bund der Landwirte, die Deutsche Landwirtschaftsvereins- schaft und der Generallandbau der deutschen Bauernvereinsvereine folgenden Aufruf:

An die deutschen Landwirte! Noch immer währet der Krieg. Das deutsche Volk steht in seiner schicksalsschweren Stunde. Am Morgen ist der Feind geschlagen. Da ist es noch einmal alle Kraft und alle Energie des deutschen Volkes zu sammeln, um auch im letzten

noch schlimmeren Feind völlig niederzuringen. Von diesem eiser- nen Willen sind unser Heer und unsere Marine durchdrungen. Alle Männer, die begehren für die Heimat auf der Wacht stehen, werden bis zum letzten Atemzuge alles draußgeben, um uns den endgültigen Sieg zu verschaffen. In dieser gemalten letzten Kraftanstrengung ist aber nicht nur ein Durchhalten draußgeben notwendig, ist nicht nur die Notwendigkeit unserer kämpfenden Wehren erforderlich, ist nicht nur die reifliche Herstellung von Munition und Granaten und Waffen unerlässlich, sondern ebenso das Durchhalten auch im Innern. Die hochgeleitete Heranbildung von Lebensmittel und ihre reifliche Auslieferung an alle bedürftigen Volksteile draußgeben und drinnen sind zum endgültigen Siege, zur Gewinnung eines ehrenvollen Friedens, der unsern Völkern die Zukunft sichert, die dringendsten Aufgaben der Heimat und insbesondere unserer Land- wirte. Es handelt sich um Sein oder Nichtsein unserer Völkern. Wohl müssen wir alle, in wie mühsamer und harter Arbeit die Landwirte und vor allem ihre Frauen, Töchter und die noch nicht erwachsenen Söhne jetzt im Kriege der Scholle die Lebensmittel ab- zwingen müssen. Es ist für alle Seiten und für die kommenden Ge- schlechter in die Taten der Weisheit eingegraben, welche großen vorbildlichen Verdienste sich die Landwirte in diesem blutigen Kampfe erworben. Ohne sie wäre das Vaterland längst ver- loren. Aber es gilt jetzt, das letzte herzugeben, was der Landwirt irgendwo entbehren kann. Um den letzten entscheidenden Schlag mit allem Nachdruck und ohne Rücksicht durchzuführen, müssen die Menschen und Tiere ungeschont in den Endkampf treten können. Alle richten deshalb an alle deutschen Landwirte die herz- liche Bitte, das Vaterland nicht im Stich zu lassen. Jeder Zentner Heu, jeder Zentner Brot, jedes Pfund Butter, jedes Pfund Fett, jeder Liter Milch, die der Landwirt mehr als bisher ergibt, helfen zum Siege. Darum ersuche jeder Landwirt noch einmal, was er von seinen Beständen abgeben könnte, nicht im Wege des Schleichhandels, der nur den Reichen zugute kommt, während die arme Bevölkerung darben muß, sondern an die öffentlichen Ver- teilungsbüros. Doppelt gilt, wer schnell gibt! Jeder Landwirt möge seine Nachbarn anleiten und sie bewegen, gleichfalls ihr Scherlein zum Endziele über unsere Feinde beizutragen.

Ueber die Lebensmittelversorgung Deutschlands.

Der Berliner Vertreter der "Neuen Zürcher Zeitung" hatte mit dem Unterstaatssekretär Dr. Müller eine Unterredung über die Lebensmittelversorgung Deutschlands, in der es u. a. heißt: Zu- nächst ist voranzuschreiten, daß die Normalration für den Kopf der Bevölkerung, wie sie sich in letzter Zeit gestaltet, bis zur neuen Rente aufrecht erhalten werden kann, ebenso die Zufugungen für die verschiedenen Gruppen der Schwerarbeiter. Damit ist gesagt, daß die gesamte Grundlage unserer Ernährung in ihren Hauptteilen gesichert ist. Die Normalrationierung zuge- wiesen der Zufugungen wird, wie Sie wissen, natürlich aufgeführt und ergänzt, namentlich auch durch Bezug aus dem freien Verkehr und mangelnder Selbstversorgung. Beispielsweise hat die Klein- viedel, wie die von Kaninchen und Hühnern, ganz erstaunlich in den meisten Kreisen zugenommen, ebenso der erlaubte, beim ge- duldete Kleinvieh in Lebensmitteln zwischen Stadt und Land. Von dem ungeliebten, meinte Dr. Müller, ist jedoch, wollen wir lieber schweigen. Um nur die drei Hauptdinge zu erwähnen, so sind wir mit unseren greifbaren Getreidevorräten in der sicheren Lage, die bisherige Rationierung ungefähr bis zur neuen Rente ge- regelt zu erhalten. Die gute Kartoffelernte erlaubt uns außerdem, dauernd sieben Pfund Kartoffeln auf den Kopf für die Woche als Normalration, sowie demnächst weitere drei Pfund, als Schwer- arbeiterzulage zu erteilen und dabei eine Reserve zu behalten, womit wir unsere Ernährung sichern, da andere Futtervorräte sehr knapp sind. Die jüngste Verringerung der Rationierung wird, eine vorübergehende sein. Wir haben einen Mindestbestand von unge- fähr 20 Millionen Stroh, so daß wir auf ihn zu gegebener Zeit rascher zurückgreifen können. Seine Verringerung wird dann die Rationierung der verbleibenden Mindestbestände und dessen Schlichte- wahl verbessern helfen. Milch und Fett werden freilich sehr knapp bleiben. Unser Schweinebestand beträgt rund 13½ Millionen Stück, die hauptsächlich für Heeres- und Hauswirtschaftszwecke in Betracht kommen. Die reichliche Beute in Italien, an Nahrungsmitteleinrichtungen aller Art kommt den Mittelmächten infolge der guten, als sie uns bei der Ernährung des Heeres einstellte. Ob wir aus Ausland schon bald einen nennenswerten Nahrungsmittelein- schuß erwarten dürfen, ist eine Frage, die vorerstigerweise vor- läufig besser ruhend bleibt. Abgesehen von allem anderen sind die Transportverhältnisse zu Lande nicht zu unterschätzen. Schiffverkehr auf dem Donauwege, wenn er eintreffend ist, wäre zur Geringe vorhanden. Was den Gesundheitszustand der Zivilbe- völkerung betrifft, so steht es nicht an antworten Widerprüchen. Doch überwiegt die Auffassung, daß die Sterblichkeit bisher nur unmerklich, und zwar vornehmlich bei den älteren Leuten, ge- stiegen sei. Die Geburten sind zurückgegangen, wobei aber der starke Anstieg der im Felde befindlichen Männer und manches andere zu berücksichtigen ist. Die Kindersterblichkeit ist demgemäß auch geringer geworden. Welchen Umfang der große und der kleine Schlachthandel bei der Ernährungsfrage allmählich annehmen wird, wurde gerade in den letzten Tagen öffentlich leb- haft erörtert. Namentlich der Schlachthandel im großen zur Ver- sorgung umfangreicher Industriebetriebe und großstädtischer Ge- meinden hat sich heraufschoben, daß auf dessen gründliche Ab- stellung gedrungen wird. Verschiedene Maßnahmen und Maßnahmen bis zu 100 000 Mark und im Rückfall auch bis zu 200 000 Mark den gewerblichen Schlachthandel treffen. Namentlich will man damit nicht etwa alle die letzten Anzeichen beseitigen, die sich infolge freudenschädlicher und verunreinigter Beziehungen zwischen Stadt und Land reichlich in der Zeit der Kriegszeit herausgebildet haben. Wie Unterstaatssekretär Müller meinte, würde zweifellos eine reifliche Erhaltung aller vorhandenen Vorräte auch eine aus- reichende Versorgung aller ermöglichen. Aber er ist sich dessen wohl bewußt, daß mit Vorrat allein nicht alle Nahrungsmittel zu ersetzen sind, sondern viele der verbleibenden nur durch persönliche Beziehungen privater Natur herausgelöst werden könnten.

Aus Stadt, Kreis u. Umgebung.

Breidach.

Das neue Jahr. Unter feierlichem Geläut der Glocken hielt es seinen Einzug. Zwar nicht wie sonst im harmonischen Chor erklangen die Töne aus einem Mund, denn einzelne Glocken sind inzwischen dem Krieg zum Opfer gefallen und haben in den Schmelzöfen wandern müssen, aber nicht desto weniger griff in jeder Stunde ihr Klang, ihr lautes Gedenken aus fern. Der Al- terabend und der Einzug des neuen Jahres verließ diesmal so ganz anders als sonst. Wohl liefen viele es sich nicht nehmen, die Stunden im trauten häuslichen oder geselligen Kreise zuzubringen und so bereit das neue Jahr zu begrüßen, doch geschah dies ohne laute Fröhlichkeit. Die Straße vor um die Mitternachtsstunde ein Bild der Ruhe. Zwar verkehrten da und dort einige junge Leute, eine Art Radspaziergänger hervorzuheben und auch ohne einiges Geflüster und Lachen nicht ab, doch fand dies nirgends Anklang. Denn erstere Gedanken waren es, die sich dem Beginn des neuen Jahres jedem mit Wohl und Weh bezeugten. Wir fühlen, das Jahr wird nicht allein für das künftige Schicksal Deutschlands und seiner Bundesgenossen, sondern auch für das aller anderen Völker des ganzen Erdballs entscheidend sein. Und wie das Geschick der Völker, so wird das Schicksal jedes Einzelnen unter uns von seinem Verhalten beeinflusst werden. Auch die Weltwirtschaft richtet sich aller Blicke. Große Verunsicherung vor der Zukunft ruht auf den Mienen, die dort über den Krieg beraten. Wir müssen ihnen verzeihen, daß sie in weiter Zukunft des deutschen Reiches Glück und Wohlfahrt zu suchen wissen werden. Während wir da- bei dem Beginn des neuen Jahres dankbar gedankvoll verweilen und die Glocken friedlich das neue Jahr begrüßen, sollen lange Gedankenkreise durchs Land schweben und in den Herzen der Grenzwörter und anderen Angehörigen. Denn denken an der Front auch das blutige Ringen und die Wunden, kein halbes Glück und kein Befehl. Noch immer wird das Jahr von unseren Bedauern und Sorgen durchzogen, auch aus jedem einzelnen in der Heimat. Und wie jene dem ankämpfenden Feld und dem Kampf, so wollen auch wir uns ernst geloben, mit Eifer und Energie weiter durch- zuhalten. Das wird uns am Ende leichter sein, als wir das Ende dieser schweren Zeit immer noch in großer Sorge und Angst sehen. Wer

das neue Jahr die Hoffnungen, die auf es gesetzt werden, nicht zu- schanden werden lassen.

Nordheim, 31. Dezember. In der verflochtenen Nacht wurde in der Hofstraße des Tagelöhners Ernst Kiege ein Einbruch verübt. Die Einbrecher schlichen sich in die Halle ein zur Nacht festgestimmte Schrein und entleerten sich unter Zurücklassung der Eingangs- türe mit dem Tier, ohne bemerkt zu werden, abgesehen der Eigentümer, ein K. legte, gerade auf Urlaub war.

Höflich. Einen "schönen" Einbruch verübten Diebe — an- sehnlich "Frankfurter" — in einem Geschäft in der Hauptstraße. Sie erbeuteten u. a.: 50 Flaschen Wein, 17 Flaschen Likör, 50 Kisten Zigarren, eine bedeutende Anzahl Zigaretten, 600 Dosen Desfordinen, alle vorhandenen Broten, den Inhalt der Weichkäse, 35 Mark in Kleingeld, Schuhe, und viele andere Gebrauchsges- tände und Lebensmittel. Das Diebsgut haben die bisher nicht er- mittelten Diebe auf einem Wagen fortgekauft.

Frankfurt. Die meisten Frankfurter Familien, die sich durch den Bezug einer künftigen Wanne einen ganz besonderen Wohl- standsgenuß verschaffen wollten, haben einen schmerzlichen Reuefall erlebt. Denn die Wanne kam nicht nach Frankfurt und liefen nach Frankfurt. Sie waren in ihrem Heimatort bei Liebesheim mit Hühnern gefüttert worden und haben demzufolge den Langerwerb angenom- men. Das Pfund Gänsefleisch hatten die Frankfurter mit 6 bis 6 Mark bezahlen müssen. Am besten kamen mit dem Pfund Gänse- fleisch, das die Frankfurter mit 6 bis 6 Mark bezahlen mußten, die sich mit dem Pfund Gänse- fleisch begnügten. — Im Stadtteil Siedenhäuser wurde abends ein Überfall verübt. Ein junger Mann, der forschte aus dem Krankenhaus entlassen war, wurde in der Siedenhäuser Straße von einem Jungen niedergebissen und dann seiner Schale von den Eltern beraubt. Der Räuber entkam unentdeckt.

Oberhessen. Der im September 1918 von den Rumänen in Odenhausen vertrieben und seitdem vertriebene Stationsvorsteher Baum wurde im Innern Odenhausens von einem Unterhändler des Eisenbahnassistenten auf einem Bahnhof angetroffen. Baum be- findet sich da: er ist krankenbedürftig, bereit auf der Heimreise nach Deutschland.

Vom Main. In den Ortschaften des Mittel- und Untermain wird gegenwärtig bekannt gemacht, daß der als Kranker in der Würzburger psychiatrischen Klinik untergebrachte Professor M. Bauer aus Zweibrücken dort verstorben ist und vermalen seinen Tod im Main gefunden hat.

Schwaben. Ein hiesiger Landwirt schlachtete außer einem Schwein, wozu er Erlaubnis erhalten hatte, "verehelicht" noch ein Kind. Hierbei wurde er ertappt. Das Kind, etwa vier Monate, verfiel der Beschlagnahme.

Wien. Aus Sorge um ihren seit Kriegsbeginn im Felde stehenden Mann sprach eine hiesige Landwirtin in einem An- fang geistiger Störung in die Röhre und erkrankte, ehe ihr Hilfe ge- bracht werden konnte.

Mein. Im nahen Finthen verstarb der Schreinermeister Wilhelm Müller; er war ein Original vielseitiger Art und in seinem Beruf ein Meister ersten Ranges. Da- von ihm ausgeführt, ein Möbel in alldemselben Stil, einen anderen hiesigen Hans, und eine Schnitzarbeit für zahlreiche Gottesacker u. a. u. auch in Frankfurt am Main, sind wohl keine anderen hiesigen Meister. Der "Hemes", wie ihn seine Verwandten nannten, gab auf Verheir- atung nicht viel. Im Wams und Kasse machte er keine Kom- plimente, belächelte die ihm angetragenen Verlobungen gemein- sam und fuhr er mit einer hiesigen hiesigen Verlobung gemein- sam in einem Wagen durch Frankfurt. Er war ein sehr it- abulischer. Müller spielte die Orgel meisterlich, ohne daß er No- tenkenntnis besaß. In seinem Heim baute er sich noch einem Schemel sogar eine Orgel auf, der er die Orgel besaß. Bekannt war er durch seine verblüffende Kenntnis der Bibel und seine Schlagfertig- keit des Geistes.

„Es ist bestimmt in Gottes Rat.“

Roselle von A. Tuten.

(Fortsetzung v. Schl.)

(Nachdruck verboten.)

Nach feierlichem Tages, nachdem er ihn gefast hatte, teilte Stefan seinen Entschluß seinen Geschwister mit und Frau Rot Relinius stimmte dem Bruder zu, so betrübte sie war, sich von dem Kinde trennen zu müssen. Werner versprach, auf der Rückreise nochmals hier vorzusprechen, um dann sein Kind wieder mit sich nach H. zu nehmen und zu sehen, wie er es sich dort am besten einrichtete.

Du sollst dein Kind wieder eine Mutter geben, meinte Frau Relinius, das wäre die beste Lösung.

Sprich mir davon nicht, erwiderte Werner, ich muß ja doch immer wieder verlieren, was mir teuer geworden ist. Ich ge- markiere mir das hier, ob ich nicht durch größere Fürsorge Marias frühen Tod hätte verhindern können. Ich — ich hätte sie besser schützen sollen!

Mein lieber Stefan, verleihe keine Schwester, Du hast die Deine Frau wegen ihrerlei Vorwürfe zu machen. Du weicht mir ich, wie glücklich sie mit Dir war; sie hat es mir selbst gesagt, als ich das Kind hatte: Ihr Glück an Deiner Seite ist so groß, daß ich Gott täglich bitte, es ihr zu erhalten, so etwas könne ja nicht von Dauer sein!

Das hat sie also auch Dir gesagt? fragte Stefan, mehmütig be- trübt.

Sowohl, und wenn ich jemand einen Vorwurf machen möchte, so wäre es dem alten Weimann, der hätte Dir sagen müssen, daß sein Kind hergeleidend sei!

Das hat er wohl selbst nicht gewußt, sonst hätte er es mir ge- sagt. Er war ein Ehrenmann durch und durch!

Das bezweifle ich keinen Augenblick, aber ich sag doch viel- leicht daran, sein Kind an Deiner Seite wohlzuerhalten zu wissen, und dabei bedachte er die Folgen nicht. Jedenfalls wußte er, daß er seine so viel jüngere Frau an demselben Leben und auch ganz plötzlich verloren hätte.

Run, verleihe Stefan mit einem Seufzer, sei dem, wie ihm wolle, ans Wiederheiraten denke ich nicht, wohl aber an eine ge- diegene, nicht mehr junge Person, die ich als Hausdame zu mir nehmen möchte und die mir mein Kind erziehen könnte. Solltest Du von etwas passendem für mich hören —

Ich will mich gern darnach umtun, lieber Stefan, wenn es auch nicht gerade leicht ist, hier das Passende zu finden. Über vorder- hand erhole Dich einmal gründlich in Deinem schönen Weimann. Wo wirst Du wohnen? Hast Du Dir schon ein Zimmer dort be- stellt?

Nein, ich gedenke direkt ins Rathaushotel zu gehen. Da ist es — am Anfang der Saison — wohl noch nicht so überfüllt. Sollte es aber dennoch der Fall sein, so finde ich im Ort selbst immer ein Unterkommen.

Und so machten Vater und Tochter sich an einem schönen, warmen Julimorgen auf den Weg in den Oberberg. Diesmal konnte Werner den Weg allerdings nicht zu Fuß zurücklegen, denn sein Dornen war noch keine große Fuhrmannslehre. Deshalb fuhr er mit der Bahn zuerst bis Gosslar, wo sich einige Stun- den Aufenthalt hielten. Nachdem er zuerst im berühmten, alten- tümlichen "Brusthaus" ein Mittagessen zu sich genommen hatten, wanderte Werner mit seinem Töchterchen an der Hand durch das interessante Gosslar, betrachtete sich die altenmännlichen Häuser und kam zuletzt mit dem Kinde am "Kellerhaus" an. Früher die Kaiser- palast an. Dort wollte er sich die schönen Gemäde der deutschen Kaiser von Friedrich Barbarossa an bis zu unserem vielgeliebten Kaiser Wilhelm I. betrachten, und er gab sich alle Mühe, es auch dem kleinen, noch nicht fünfjährigen Dornen zu erklären. Die- ses hatte er aufmerksam zu, obgleich ihre Augen mehr an den Bildern hingen, die das Wandern nach Dornenhaus hielten.

Stefan schloß, wie sein Töchterchen immer langamer stieg, immer schwerer an seiner Hand. Er hätte von den Bildern weg auf sein Kind, dem diese Tränen über die Wangen liefen.

Was hast Du, Stefan? fragte er erkrankt.

Dort, Papa, steht Du nicht? Und das Kind deutete auf ein Bild, das über der Ausgangstür des Saales hing. Dort liegt ja die Mama und schlief!

Stefan blickte noch der Richtung von Dornens Händen hin und sah Dornensches Bild, wie sie im Schloß liegt und der Königslohn durch die Heide zu ihr dringt. Ja, es war viel Weh- mütigkeit mit seinem verstorbenen Marie vorhanden — das schöne, gelbliche Haar und die blühenden Wangen — was ihn aber am meisten erschütterte war, daß es darum trüb, daß sein Kind die Mutter nicht vergessen hat.

Wollen wir nach Hause gehen? fragte er, indem er sich zu der Kleinen niederbeugte.

Da, zu Mama's schluchzte Dörchen und legte ihre Arme um des Vaters Hals.

Dieser hob sie auf, drückte sie an sich und verließ sich mit ihr den Saal, denn schon waren die übrigen Fremden, die mit Werner zugleich den Entlassenen des Hospitals begleitet waren, auf das schluchzende Kind aufmerksam geworden.

Da war noch nicht Zeit zur Abschied, und so führte er Dora in die Hospitaler-Küche und ließ ihr Kuchen kommen, hoffend, sie werde darüber ihren Schmerz vergessen. Aber das Kind wollte nicht essen; es gehe nicht recht hinunter, meinte es.

Schließlich war es Zeit zur Bahn. Sie ließen es ein und hatten ein Koupé ganz für sich allein. Dörchen interessierte alles, und als sie gegen Kautschuk kamen, lachte sie beim Anblick der herrlichen Saunenbäder hell auf. Aber nach und nach wurde sie wieder stiller und Stefan glaubte sie eingeschlafen.

Nun gab er einen Gedanken freien Spielraum. Beim Ausblick aus dem Fenster erinnerte er sich mehr und mehr der besonnenen Wege. Dort — dort war ja die Chaussee, auf der er — vor wie vielen Jahren doch? — gewandert gekommen war, ein glücklicher, freier junger Mann, und dort — der Steinbruch, hier der Main und da — rechts — ja, wahrscheinlich da stand sie noch, die Bank, auf der sie einst zusammen saßen. — Sie und er — und jetzt saß die Bahn herein, am Nordausgang, — wie noch das gepriesen war, — durch das reizende, hübsche Stadchen, — nun noch ein kurzer Tunnel durch den Hellen Stadthaus —

Da lachte er plötzlich ein heisses Kopfschütteln an seinem Arm und ein freies Schmeicheln flüsternd.

Wapa, sind wir nicht bald da? Ich bin so müde! Weib, mein Herzchen! Siehst Du, da hält der Zug schon! Und so war es auch.

Werner nahm sein Kind auf den Arm und wollte einen Gepäckträger, der ihm seine Sachen abnahm und ihm einen Platz in dem Kurhauswagen betrug.

Als sie im Kurhaus ankamen, wimmelte es darin von Fremden; er konnte aber dennoch im Seitengänge für sich und sein Kind ein geräumiges Zimmer bekommen. Dörchen war so müde, es wollte nicht mehr gehen; nur ein Glas Milch trank es auf Zurufen des freundlichen Stubenmädchens, welches es auch zu Bett brachte.

Das Kind hat recht heiße Händchen! meinte das Mädchen. Ist es krank?

O, nein, erwiderte Werner, es ist vielleicht nur die Reife und die ungewohnte Hitze, die heute herrscht, die es etwas angekrengt hat. Betragen Sie ihn bitte ein Glas Limonade. Könnte ich dann wohl später hier auf dem Zimmer ein Abendessen serviert bekommen? Ich möchte das Kind nicht ganz allein lassen!

Es geschah alles nach seinem Wunsch, und als Werner gesehnt hatte und der Kellner entlassen war, mochte er es sich bequem und ließ sich auf einem Beistuhl am Fenster nieder.

Er hatte das elektrische Licht ausgedreht, weil es Dörchen zu sehr leuchtete. Das Kind war endlich nach manchem Wimmern und Klagen eingeschlafen, und Stefan konnte nun seinen Gedanken freien Lauf lassen.

Der Abendhimmel war so hell, daß Werner beim Ausblick aus dem Fenster das Hauptgebäude und den schönen Garten deutlich sehen konnte. Dort hatte sie einst gemeint, die seines Herzens erste Liebe war. Ob sie an der Stelle eines geliebten Gatten glücklich geworden war? Ob sie wohl jenen Offizier geheiratet hatte, von dem Max Gröte sprach? Es konnte sein; vielleicht hatte sie Max deshalb aufgegeben, um eine ihr mehr ebenbürtige Partie zu machen, — aber es konnte vielleicht auch nicht sein. Gröte's Worten war nicht immer so ganz zu trauen; das wußte er aus eigener Erfahrung, und was er ihm damals گفته, ließ fast darauf schließen, daß auch er, Stefan, Theodora nicht gleichgültig gewesen war. Wie, wenn das der Fall gewesen wäre und wenn er selbstglücklich ich Glück verheiratet hätte?

Wahrscheinlich — was war das? Er schreckte sprang er empor: ein rauher, furchtbarer Ton war an sein Ohr gedrungen. Sein Kind, — es schrie, es rang nach Atem! Er rief an der Glocke, drehte das elektrische Licht an und sah in das dunkelrot gefärbte Antlitz seines Kindes, das — wie es schien — zu ersticken drohte. Er richtete es rasch in die Höhe und rief dem erschrockenen Stubenmädchen, das eilends gekommen kam, zu:

Rasch zum Arzte, — das Kind stirbt!

Ah, Herr Doktor, lautete des Mädchens Antwort, unser alter Arzt geht nachts nicht mehr aus, seit er so leidend ist und noch dazu seine Frau plötzlich verloren hat; er hat die Nachpraxis einem anderen übertragen, und der ist vor einer Stunde von hier fort ins Bergwerk geholt worden, wo es ein Unglück gegeben hat.

Um Gottes willen, rief Stefan hervor, was dann tun? Das Kind stirbt ja!

Ich weiß einen Rat, erwiderte das Mädchen, das inzwischen schnell dem Kinde einen kalten Umschlag auf die schmerzende Stirn gelegt hatte, in einem Hotel wohnt eine Krankenschwester vom roten Kreuz, die auf einige Zeit zur Erholung hier ist, die könnte ich rufen, die kann gewiß helfen.

Nun Sie das! rief Stefan, indem er das schwer atmende Dörchen auf seinen Schoß nahm und die wolkene Decke sorgfältig um des Kindes Köpfchen wickelte.

Das Mädchen eilte davon; Dörchen schien sich etwas besser zu fühlen; es schlug die Augen auf und flüsterte: Dank!

Stefan hielt ihr das Glas mit der Limonade an die Lippen; es wollte aber mit dem Schluck nicht recht gehen. Da wurde die Tür leise, aber rasch geöffnet und gefolgt von dem Stubenmädchen, trat eine schlankes Gestalt in der Melancholie Tracht der Schwestern vom roten Kreuz über die Schwelle. Sie beugte sich über das Kind, nahm daselbe Werner aus den Armen und auf ihren Schoß.

Das Kind hat einen Krampfanfall, sprach da eine weiche, klagvolle Stimme, schnell lachend befiel Wasser!

Unter den geschützten Händen der Schwester und mit Hilfe des gefälligen Stubenmädchens kam das Kind wieder zu Atem und der Ersticken-Anfall wurde glücklich abgewendet.

Stefan aber war in einem wunderbaren Zustand; er wußte nicht, ob er wache oder träume. War denn ein Engel des Himmels zu ihm herniedergefahren und hatte sein Kind gerettet? Diese Stimme! — o, er kannte sie. — So gab es nur eine! Aber in diesem Gewand! Ihr Gesicht hatte er noch gar nicht zu sehen bekommen; — konnte es —

Da trat die Schwester auf ihn zu und sprach:

Mein Herr, das Kind ist zwar außer Gefahr, aber —

Ich möchte Stefan das Haupt und beide sahen sich in die Augen. — mortuos und doch nur zu bereit.

Stefan war es, der zuerst sich hob. Sah er doch, was er kaum zu glauben gewagt hatte, bestätigt vor sich und war also nicht mehr ganz unvoorbereitet. Anders er d'r vor ihm Stehenden beide Hände entgegenstreckte, sprach er bebenden Tonen:

Theodora, so sehen wir uns wieder!

Auch sie hatte inzwischen ihre Heberrothung überwunden, — ihre Verdrückung über diese wunderbare Fügung.

Sie sind es, Doktor — Werner? sprach sie und legte ihre Hände in die seinen. Und Ihr Kind ist es, das ich retten durfte?

Ja, mein Kind, mein einziges! rief er erschütterter. Und Ihnen dankt ich seine Rettung!

Rasch Gott, mein Freund, der Großes an uns getan hat! verließ sie erst.

Aber nun erkläre Sie mir doch — begann Werner.

Neute nicht mehr, lieber Herr Doktor, unterbrach sie ihn. Das Kind bedarf noch der äußersten Aufsicht und sorgfältigen Pflege. Im Nebenzimmer: konnte Ihnen ein Lager bereit werden, was das Mädchen auf meinen Wunsch soeben tat. Dort lassen Sie sich zur Ruhe, deren Sie so sehr bedürfen. Ich wache bei der Kleinen.

Aber — wollte er einwenden.

Nun, da gibt es kein Aber, sprach Theodora lächelnd, jetzt bin ich die Krankenpflegerin und der muß gehorcht werden, sonst habe ich mir gar zwei Patienten zu pflegen. Gute Nacht, lieber Herr!

Und Stefan tat, wie sie befohl. Er setzte sich nieder und wollte nachdenken, Angen, jubelte über das Glück, das ihm widerfahren war, indem er sie hatte wiedersehen dürfen und hier — hier! Aber er konnte nicht, er war so todmüde und dabei überkam ihn ein solches Gefühl der Verdrückung: sie, Theodora, war hier, damit war alles gut, — doch er selbst verließ und erst am nächsten, als die

Sonne hell zu seinem Fenster hereinschien und den Hauptplatz ausleuchtete.

Theodora aber, nachdem sie die Kissen des Kindes aufgeschüttelt hatte, das sonst eingeschummert war, ließ sich am Bettende derselben auf dem Beistuhl nieder und schüttelte die Hände im Schoß.

Allo sein Kind war's, das sie pflegen durfte! Er war wiedergekehrt! Gott hatte ihren Wunsch erfüllt, sie hatte ihn wiedersehen dürfen, nach dem ihr Herz gedauert so viele, viele Jahre. Wenn er jetzt auch einer anderen angehörte, was tat das? Sie hatte ja überwunden, ihr Leben war jetzt ihrem Beruf geweiht und — er war glücklich!

Aber während diese Gedanken ihr Hirn durchkreuzten, fiel Träne auf Träne herab auf ihre gestarrten Hände.

Es war nicht mehr nötig gewesen, den Arzt zu rufen. Das Kind gesundete rasch unter der treuen Pflege Theodora's. Es hatte sich schnell an diese angewöhnt, die ihr so schöne Geschichten erzählten konnte. Aber nicht nur des Kindes Gesicht heile sich auf, wenn sie lachend in die Tür trat.

Stefan hatte es gelernt, auf ihren Schritt zu lauschen, und wenn sie ihn auch immer wieder meinte, um während ihrer Kammerviertel stilles Licht zu löschen, er war gar bald wieder zur Stelle.

Heute nun war Theodora eben im Begriff, das Zimmer zu verlassen, ehe er kommen würde, denn Dörchen war eingeschlummert und sie schaute, daß allmähliches Zusammenfallen mit ihm für ihre Ruhe von Nachteil war. Sie grübelte zuerst nach.

Warum, fragte sie sich, sah er so leidend, so gramgebeugt aus? Warum war sein Haupthaar zum Teil ergraut, wenn auch der kurzgeschneitene Hinterkopf, der sein Gesicht umrahmte, seine schöne braune Farbe behielt? Er behag ja doch ein lebendes Weib und war glücklich. Und wenn er selbst auch nie von ihr sprach, wenn ihre kurzen Unterhaltungen sich nur um das Alltägliche drehten, sie wußte es ja von Max Gröte, der ihn mit seiner schönen Frau auf der Hochzeitsreise getroffen hatte.

Sie lie eben im Begriff war, die Tür des Zimmers zu öffnen, traf Stefan ihr entgegen.

Ich komme zurück, um Sie zum Spaziergehen zu veranlassen. Fräulein Theodora, sprach er, die Luft ist herrlich, die Hitze hat nachgelassen und Ihnen ist Bewegung in Waldluft notwendig, sonst werden Sie auch noch krank und ich bin schuld daran.

Aber es muß doch jemand bei dem Kinde bleiben, wandte sie ein, ich gedachte zu gehen, wenn Sie zurückkämen.

Bei dem Kinde bleibt das Stubenmädchen; sie hat Zeit und Gelegenheit dazu; sie meint selbst, Ihnen sei Waldluft nötig und vom Arzte verordnet: Sie müssen sich hüten, ehe Sie Ihre große Reise unternehmen.

Wohin wissen Sie denn —?

Es wurde mir berichtet! Alles nimmt Teil an Ihnen und Ihrem operativen Beruf! Kommen Sie, machen Sie sich bereit, ich warte hier in der Nähe schon!

Aber —

Einmal doch könnten Sie mir meinen Wunsch erfüllen und mit mir gehen, wenn ich Sie so recht von Herzen bitte! Wollen Sie? Und Theodora konnte nicht länger widerstehen; sie machte sich zurecht, was ja bei ihrem einfachen Samaritanerthum nicht viel Zeit in Anspruch nahm, und die beiden gingen zusammen in den Wald.

Unwillkürlich lenkten sie ihre Schritte gleich nach links, an der Röhle vorbei, der Laurentialer Chaussee zu.

Wissen Sie, wann wir auf diesem Wege zuletzt gewandelt sind? unterbrach Werner das Schweigen, das anfangs zwischen beiden geherrschte, hatte.

O, ja, als Sie fort von hier gingen! Das heißt: erst haben wir noch dort auf jener Bank am Walde beisammen, ehe der Abschied kam.

Wollen wir nicht einmal dorthin unsere Schritte lenken? fragte er.

Ja, erwiderte sie, denn von dort aus sieht man gerade die Stelle, wo ich Unglück erlitt. Sie fast ums Leben gebracht hätte.

Nein, gerettet haben Sie mich, und wozu? Vielleicht wäre es besser gewesen, Sie hätten mich dort sterben lassen!

So, damit ich mein Leben lang einen Nord aus dem Gewissen gehabt hätte? Aber kommen Sie, fuhr Theodora fort, hier ist die Bank! Sie müssen etwas nach links die kleine Anhöhe emporsteigen.

Ah, da hätte ich Sie beinahe übersehen! Es ist schon so lange her, daß ich nicht mehr dort war, wenn meine Gedanken auch gar oft dorthin weilen. Wie scheint, Ihnen ist die Stelle noch in guter Erinnerung geblieben.

O, wie oft und oft bin ich nach dort gewesen und habe der schönen Zeiten gedacht und wie alles einst so anders gewesen ist!

Aber erzählen Sie mir doch, Theodora, warum alles so anders gekommen ist! Ich war der besten Meinung, Gröte ist Ihr Gatte geworden. Der Brief, den er mir von hier aus nach Hannover schrieb, ließ mich darauf schließen und erst später, als ich Max auf einer Reise traf —

Ja, ja, ich weiß — auf Ihrer Hochzeitsreise!

Wohin wissen Sie denn das? fragte Werner erstaunt. Hat Gröte sich in etwas von sich hören lassen?

Er hat es mir selbst gesagt!

Wann? Wann denn? Wo?

In Alexandria, im deutschen Hospital, als dort der Typhus herrschte und ich ihn bis zu seinem Tode pflegte: es ist noch nicht viel über ein Jahr her. Im April vorigen Jahres ist es gewesen. Da waren Sie dort und pflegten ihn? Wie kam denn das?

Durch Zufall, aber wir sagen besser: durch Gottes Fügung! Nach in meine geliebte Mutter ich; rasch an der Ungelegenheit durch gestorben war und der Vater enorme Vermögensverluste durch einen ungerechten Kerkwaller erlitten hatte, entschloß ich mich, einen Beruf zu wählen, um nicht, nach des Vaters Tode, ein nicht nur mittelloses, sondern auch unfähig, mich selbst weiter zu bringen, daszulegen. Der Beruf einer Krankenpflegerin lagte mir am meisten zu; ich hatte dafür von jeher ein gewisses Interesse empfunden.

Ich dachte, Sie seien längst verheiratet, wenn nicht an Gröte so doch an einen anderen, nach den Auserkennung Gröte's zu schließen. Ich konnte ja gar nichts mehr über Sie zu hören bekommen —

Warum denn nicht? Sie hatten ja doch unsere Adresse. Ich will es Ihnen auch nur gestehen: ich wartete auf Nachricht von Ihnen, lange, lange, und als nach immer keine kam, als unsere Vermögensumstände so reduziert wurden, daß mein Bruder nur mit der äußersten Sparsamkeit seine Studien fortsetzen konnte und mein Vater selbst wieder die Leitung der Fabrik übernahm, erst dann — vor ungefähr vier Jahren — entschloß ich mich zu dem Beruf. Ich meldete mich bei dem Vorstand des Ordens vom roten Kreuz als freiwillige Krankenpflegerin und wurde aufgenommen. Raum hatte ich mein Leb-jahr überstanden, als ich an das Krankenbett meines Vaters gerufen wurde, den ich lange Wochen hegte und pflegte, den ich mir aber nicht erholen konnte. Der Tod seiner geliebten Frau, der Verlust seines mit Ruhe und Fleiß erworbenen Vermögens, die Entdeckung, daß der Mann, dem er so unbedingte vertraut, ihn betrogen habe — alles das wirkte zusammen und hatte die Gesundheit des prächtigen Mannes untergraben. Nach dreimonatlicher Pflege mußte ich auch ihn hergeben und es blieb mir niemand als mein Bruder, der jetzt im Rat sein Staatssekretär als Mediziner mit Glanz bekleidet und nun Assistenzarzt an einer der größten Kliniken der Universität geworden ist. Später will er sich dann irgendwo als praktizierender Arzt niederlassen.

Und Sie? fragte Werner voll Teilnahme.

Ah? Nun, ich fand Arzt und Ruhe in meinem Beruf, ich sah, wie viel grenzenloses Leid und Elend es auf Erden gibt und es war mir eine Selbstaufopferung, wenn auch nur einen kleinen Teil davon, soviel es in meinen Kräften lag, lindern zu können. So wurde ich auf vom Orden zum roten Kreuz an mich erkrankte Anträge, ob ich mich dazu entschließen konnte mit noch einigen anderen Schwestern nach Alexandria zu beordern. Dort war der Typhus ausgebrochen und im deutschen Hospital hatten sie nicht genug Schwestern zur Pflege; da mehrere davon nach kurzer Zeit ins Jenseits schied, und so ergab es sich, daß ich als freiwillige Krankenpflegerin die Pflege von Hülfe; ich schloß mich, einigen älteren Schwestern an; im Grunde war es ganz gleich, wo ich war, wenn ich nur helfen konnte.

Und da war es, wo Sie Gröte trafen? fragte Werner.

Ja, da war's, erwiderte Theodora. Ich hatte gerade meinen

freien Tag und ich ging in den schönen Garten des deutschen Hospitals spazieren, als eine Schwester atemlos auf mich zugehört kam. Sie bringen Kranke, sagte sie, die aus dem Sudan kommen, wo sie den Strapazen erliegen sind. Als ich Engländer und auch mehrere Deutsche darunter und man braucht alle unsere Kräfte, ich eile hinein. Es sind Tausende, sprach der Arzt, und wenig Aussicht auf Rettung, aber wir wollen unter Mithras' Schutz haben Sie den Mut dazu, Schwester! Ich hatte den Mut und der erste, den ich sah, an dessen Krankenbett ich hinführte, hand zu helfen hatte, war Max Gröte. Er riefte in seinen Abschlaffen und erkannte mich nicht, aber später, als er zu sich kam, da kam er mich wieder, da verließ er meine Hand und meinte: — meine Freundentränen. Wir sprachen viel zusammen, und er bereitete bis zu seinem letzten Atemzug. Ich wollte wieder um — von oberschlagiger Bahn Theodora, sprach er zu mir, gewiß und wahrhaftig, ich wollte ein anderer, besserer Mensch werden. Als ich das Geld, das mir der Freund Deines Vaters gegeben hatte, voll aufgebraucht und die meiste Bemühungen noch immer keine pallende Stellung gefunden hatte, ließ ich mich von den Engländern anwerben und zog mit ihnen in den Sudan. Das Ged, das ich dafür bekam, das habe ich gespart, das liegt hier in einem Kasten eingekleidet an meinem Herzen. Davon gehören hundert Mark meinem einzigen Freunde Stefan Werner, der Sie mir geschien, als ich in großer Not war; das übrige Deinem Vater oder Dir. — Es ist nicht so viel, als ich hoffte, aber wenn ich am Leben bleibe, dann erpichte ich mich noch mehr. Sterbe ich aber, dann ist das meine Testamentvollstreckung. — So kamen wir auch auf Sie zu sprechen, und er erzählte mir, wie er Sie in Basel getroffen habe, gerade als Sie auf der Hochzeitsreise nach dem schönen Süden beiseite gemeldet seien. — Er schickte mir Ihre Frau als ein schönes, goldblondes Weib an und meinte, Sie seien glücklich geworden. — Stefan's Augenblicke waren kurz; bald mußte ihn das furchtbare Fieber überfallen; sein Körper war durch sein unruhiges Leben, durch auch durch Strapazen und Entbehrungen, geschwächt und nachdem das Fieber geschwunden war, und wir ihn für gerettet hielten, entließ er eines Abends, nachdem er meine Verlobung — für manches Leid, das er mir angetan — erbeten und erhalten hatte, seine Hand in der meinigen.

Und hat Ihnen sein Tod wehe getan? fragte Werner teilnahmsvoll. Haben Sie ihn einst wirklich geliebt, Theodora?

Sein Tod hat mich mit ihm verbunden! Geliebt hatte ich ihn nie! Es war ein Jertum meinerseits, den ich schon bei unserem letzten Zusammensein hier in Alexandria eifrig.

Schon damals? unterbrach Stefan sie. Und Sie haben es nicht zu ändern vermocht?

O, doch, allein es war zu spät!

Zu spät? Unmöglich! Sprechen Sie, warum war es zu spät? Was das ist, ja, jetzt alles längst so über! erwiderte sie. Seinen letzten Willen aber kann ich ihm nicht erfüllen. Er starb ohne Testament und seine kleine Hinterlassenschaft fiel nach Wunsch der Eltern an's, und Verlobungsgeld seinen armen Verwandten zu, deren er in Alexandria im Hospitale noch befiel und die an die Erbchaft Ansprüche erhoben.

Und nun, Theodora, fragte Werner, darf ich wohl fragen, was Ihre Pläne für die Zukunft sind?

Ich habe mich bis zum Herbst wieder zu einer Verwendung gemeldet; ich fühle mich gekräftigt zu neuen Taten und glaube, daß mein Weg mich wohl recht weit von hier hinwegführen wird.

Ah, wenn Sie sich doch eines Einflusses annehmen wollten, sprach Werner lebenden Tones, der für sich und sein Kind so sehr einer Pflegerin bedürfte!

Theodora erhob sich.

Es ist spät, wenn der Herr Doktor, sprach sie, es dunkelt schon, ich habe es im Ohr des Gehörachs nicht bemerkt: lassen Sie uns ein wenig nach dem Kurhaus zurückgehen. Das Mädchen wird nicht länger bei der Kleinen bleiben können, aber — wenn Sie hier noch verweilen wollen: ich muß zurück!

Auch Stefan stand, obwohl halb widerstrebend von der Bank auf, und eilends, ohne noch viele Worte zu wechseln, schritten sie, jedes in tiefen Gedanken vertaucht, ihrer heimlichen Heimat zu.

Aber kurz vor dem Eingange in den Wald, der nach dem Hotel führte, blieb Werner stehen und sah zu Theodora niederbeugend, flüsterte er:

Haben Sie keine Antwort auf meine Frage?

Und Ihre Antwort? erwiderte sie. Ist Sie nicht die richtige Pflegerin für Ihr Kind?

Meine Frau? wiederholte Werner erstaunt. So wissen Sie dann nicht, daß ich Sie verloren habe, daß ich vor mehr als einem Jahr verstorben bin?

Keine Silbe! kammelte Theodora verwirrt. O, Sie Vermirrt! Und ich erzähle Ihnen alle die Zeit von vor mir, während Sie doch das größte Leid betroffen hat! Das arme, arme!-le Kind! Ich eile zu ihm, denn hier sind wir ja wieder am Kurhaus angelangt!

Ehe Stefan es sich verlor, war Theodora danngekönt, und er blieb mit seinen Gedanken im Garten allein, mit seinen Gedanken, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auseinander reichten und selbstlos an seinem inneren Auge vorüberziehen ließen. — die Vergangenheit, da er auch hier mit Theodora zugleich verweilt hatte; so fernstehend und ihm doch, als sei es erst gestern gewesen. — die Gegenwart wieder um mit dem so völlig unerwarteten Jünger in der Nähe, deren Bild — jetzt wachte er es — all die Zeit wie ein Traumbild über seinem Leben geschwebt und gewaltet hatte, — und die Zukunft — alles gina unter für seine nach dem einzigen wahren Glück blitzende Seele vor dem Blick dieser Zukunft!

Wie lange Stefan, durch sein Grübeln und Denken ganz und vor der Welt entzweit, im Garten auf und abwanderte, ob es Minuten, ob es Stunden waren, er wußte es nicht zu sagen, bis endlich der Kellner noch ihm ausschaute und ihn aufforderte, zur Abendstafel zu kommen.

Er eilte rasch auf sein Zimmer, um sich etwas zurecht zu machen und nach seinem Dörchen zu sehen. Da fand er Theodora am Lager der Kleinen, die friedlich schlummerte. Er beugte sich erst über das Kind und wollte dann mit Theodora reden. Die aber winkte ihm laut lächelnd zu, die Kleine nicht zu stören und sie beide sehr lieber allein zu lassen. Er entsagte ihrem Wunsch und begab sich in das Speisezimmer. Zum erstenmal, seit er wieder an den gemeinsamen Wachtelzeiten teilnahm, war er gesprächig, artig und zuvorkommend gegen seine Nachbarn, welche fanden, daß Doktor Werner, wenn er es wollte, doch ein sehr einnehmender, liebenswürdiger Mann sei.

So waren weitere acht Tage dahingegangen. Dörchen war vollständig wieder hergestellt und durfte in den künftigen Herbst waldern sich ihre roten Backen wieder sehen. Jeden Tag bei herrlichem Sommerwetter zog Werner mit seinem Töchterchen hinaus; anfangs nur an die ihm selbstgeordneten Plätze am altherrlichen Hüftenberg, dann jedoch, als Dörchen's Kräfte zunahmen, in das entzückend schöne Spitzthal mit seinen klaren Bächen und den von Wald und grünen Werten umgrenzten Teichen, die einen überraschend herrlichen Anblick bieten. Ein andermal ging es über den sogenannten Schweinebraten, — eine Wäldchen, die weitaus poetischer ist, als ihr Appellit erforderender Name, — nach dem Thierpark, Aussichtsturm und nach Bad Grund, das wirklich im Grund zwischen Laubwaldungen liegt. — Kuram, überall hin, wohin es bei dieser abwechslungsreichen Gegend in so kurzer Zeit nur irgend möglich war. Bald gingen sie allein, bald schloß Theodora sich ihnen an und wenn sie sich auf einer der vielen Bänke, die der Verschönerungsverein hatte errichten lassen, ausruhten, dann sah Dörchen stets zwischen beiden und hielt meist müde, eine von Theodora's Händen fest. Das Kind hatte ja Theodora so in ihr kleines Herz geschlossen, daß es nur mit ihr zusammen ganz glücklich und zufrieden war. Bei diesen Spaziergängen hatte Theodora nach und nach Werner's Geschichte erfahren und wie es gekommen war, daß Marie Bernmann seine Gattin wurde, wie er sie aber war und wie er selbst sich doch nie so ganz bereitigt gefühlt habe, ohne sich damals klar darüber gemacht zu sein.

Recht hatte die Zeit heranz, daß Theodora scheiden sollte. Ein dringender Brief ihres Bruders lud sie nach einem Etappen im Thüringer Wald ein, wo er seine Ferien bei Freunden verbrachte, die auch Theodora erwarteten. Sie hatte den Brief am Morgen erhalten und ihren Inhalt Stefan nur kurz mitteilen können, weil dieser von seinen früheren Hauswirten, dem Hermanns Hof und Familie, abgedrängt worden war, um die Räume wieder zu betreten in denen er damals gewohnt hatte, als es galt, sich von seinem Gatte am Rande der Laurentialer Chaussee wieder zu erholen.

Er war mit seinem Döckchen dorthin gegangen und blickte nun hinüber über die Straße auf das mit Kletterrosen und mit dem Wein bewachsene Doktorhaus, das so freundlich dalag und in dessen Innerem doch so tiefe Trauer herrschte um die Gattin und Mutter, die nach zwei kurzen Tagen nur, im März, als die entsehlige Infuenza selbst bis in das gesunde gelegene Herzgebirge drang, dieser mörderischen Krankheit zum Opfer fallen mußte. Wie innig nahm er teil an der Trauer der bedauernswerten Hinterbliebenen! Hatte er doch auch gehört, was diese alles durch den Tod der prächtigen und für den leidenden Gatten und die teils noch unmündigen Kinder noch so notwendig gemachten Frau verloren hatten!

Sein Wegehen hatte Werner Theodora zugestimmt, ihn gegen Abend im Ruffzimmer des Hotels zu erwarten, da auch er ihr gern eine Mitteilung machen wollte.

So betrat denn Theodora gegen sechs Uhr das noch der Terrasse zu gelegene Zimmer, welches um diese Zeit gewöhnlich leer war, weil die meisten Gäste sich im Freien aufhielten. Auch heute war sie die einzige Kammernde und so ließ sie sich vor dem offenen stehenden Flügel nieder.

Sie verfiel in tiefe Gedanken. Sie rief sich in kurzen Umrissen alle besonderen Ereignisse ihres Lebens zurück und sie, die doch erst achtundzwanzig Jahre zählte, kam sich schon so alt vor. Sie meinte, schon so viel erfahren und nun will das Leben abgeklungen zu haben. Und doch empfand sie es mochtend, wie Gott es so wunderbar gesät hatte, daß, nachdem Stefan Werner und sie vor nunmehr acht Jahren voneinander gegangen, sie sich nun dennoch wiedergefunden hatten. Und eben wieder hier! Und dabei fiel ihr das schöne Volkslied ein, dessen Worte sie sich damals ganz selbstlos ins Gedächtnis geschrieben hatten, — sie dachte an das Scheiden, das nun von neuem wieder vor ihr stand, — und unwillkürlich griff sie in die Tasche und spielte die Melodie, hierauf sumierte sie die Worte erst leise dazu und dann plötzlich, sich selbst kaum bewußt, sang sie mit voller, herrlicher Stimme:

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Nur schiedet.

Und als sie an die Stelle kam:
Von nicht du mich auch recht versteh'n,
Wenn Menschen auseinander geh'n —
da fiel plötzlich eine mächtige Baritonstimme ein:
So sagen sie: auf Wiederseh'n!

Und zugleich fühlte sie sich von einem starken Arm umfassen. Erleichtert rang sie empor und blickte in Stefan Werners leuchtendes Antlitz.

Ob sie wußte, wie ihr geschah, zog er sie an sein Herz und fragte:

Theodora, kannst Du dich wohl entschließen, Dein Samaritaner-
um an uns — an mir und meinem Döckchen — zu versuchen?
Wollst Du mir Armen, Einamen die Gattin und meinem Kinde
eine Mutter werden?

Und Theodora legte beide Arme um seinen Hals und ihr
schönes Haupt an seine Brust und sprach:

Ja, Stefan, denn ich habe ja nur Dich allein geliebt und jetzt
bin ich Dein fürs ganze Leben!

Das kleine Döckchen aber, das mit seinem Vater hereingetreten
war, umfachte mit ihren Kinderhändchen Theodoras Knie und
freudig lächelnd zu den beiden aufblickend, jubelte es:

Mama!
Da — impulsiv hob Stefan die Kniee zu sich empor.
Mama, — so sprach er voller Innigkeit, mit dem einen Arm
sein Kind, mit dem anderen Theodora umschlingend. Da hörte Du
es, Geliebte, — Klein-Döckchen fordert Dich zu seiner Mama! Aus
dem Kinde redet seine Mutter zu Dir — zu uns! — Es soll sein!
Es ist bestimmt in Gottes Rat!

— Ende —

Bermischtes.

Zurücknahme von der Front. Eine Verfügung des Kriegs-
ministeriums bestimmt, daß Mannschaften, die das 45. Lebensjahr
überschritten haben und mindestens sechs Monate bei der kämpfenden
Truppe an der Front gewesen sind, hinter die Front zurückge-
zogen werden können. Diese Bestimmung hat zu mancherlei Miß-
verständnissen geführt. Insbesondere waren die Armierungstrup-
pen der Meinung, daß auch für sie die Zurückführung in Frage
kam. Auf eine Anfrage, die diesbezüglich an das Kriegs-
ministerium gerichtet wurde, ist mitgeteilt worden: Der Dienst bei
den Armierungsbataillonen kann nicht als Dienst in vorderster
Linie im Sinne der Verfügung über die Abführung der alten Land-
sturmeinheiten aus dem Frontdienst angesehen werden. Wenn auch bei
den heutigen Kämpfen, in denen das Gelände bis weit hinter die
Front beschossen wird, nicht vermieden werden kann, daß auch Ar-
mierungstruppen gelegentlich ins Feuer kommen, so ist doch die Ge-
fährdung der Armierungssoldaten keineswegs eine solche wie bei
den am Kampfe teilnehmenden Truppen. Es geschieht auch alles,
um die Gefährdung der Armierungstruppen auf ein Mindestmaß
zu beschränken, indem an gefährdeten Stellen sowohl die Arbeit wie
auch die An- und Rückmärsche nach Möglichkeit in die Dunkelheit
verlegt und die Quartiere möglichst dem Feuer entzogen werden.

Einen Neujaehrsgruß, der Hand und Fuß hat, richtet Herr Bür-
germeister Kehler von Hattersheim an die dortige Ein-
wohnerschaft. Wir bringen ihn nachstehend zum Ausdruck, da er
auch außerhalb der Mauern Hattersheims gelesen und beachtet zu
werden verdienen dürfte. Der Gemeindevorstand wünscht allen
Einwohnern von Hattersheim zu Beginn des neuen Jahres Ge-
sundheit, Glück und Frieden; den Frieden, den wir alle erwarten
und bedürfen. Eine erste Mahnung müssen wir aber aus-
sprechen! Wende werden in noch ihren Grundsätzen im Kriege
fortdauern den kommenden Zeiten entgegenstehen können. Wenden aber
wird die eintreffende Reaktion, besonders in den Verdiensthätig-
keiten zu schaffen machen. Deshalb raten wir dringend zur Spar-
samkeit. Bestenfalls für Kaffee! Wir erfahren täglich mit
Schrecken, wie manche ihren Verdienst geradezu hinauswerfen. Wir
wissen, daß manche Familien bis zu 10 000 Mark und mehr ver-
dienen und daß Arbeiterfamilien die unnötigsten und wertlosen
Sachen kaufen: Pelze, Kostüme, Seidenwäsche und seidene Stoffe,
elegante Schuhe, teure Spielwaren, Gold- und Silberachen, oft
für hunderte von Mark, so sogar Klaviere kaufen sie. Ist das nicht
Wahnsinn? Wozu nun unbedingt Sonn- und Feiertags Eisenbahn
fahren und Geld verhebeln, was es leider auch jetzt noch nicht an
Gelegenheit mangelt? Selbst Kriegerfrauen nehmen ihre Unter-
stützung und ihren Arbeitslohn dazu und machen die blödsinnigsten
Ausgaben für Sachen, die sie nie im Leben benötigt und erkannt
haben. Wir können allen ein anständiges Dasein und auch Ver-
gnügen zur rechten Zeit. Aber Pelze und Kostüme für mehrere
hundert Mark,uppen zu 120 Mark usw. führen zum Leichtsinn
schlimmsten Grades, wenn sie von saurem Verdienst erstritten wer-
den müssen. Wir empfehlen daher eindringlich: Setzt das Geld
auf für kümmerliche Tanne. Ausgaben, die nicht unbedingt sein
müssen, lasse man zurück, bis es wieder billigere und solidere
waren gibt. Wer jetzt kauft, erwirbt Schand und Leute mit
solchem Aufwand sind dem ordentlichen Menschen ein Greuel. Tragt
die alten Sachen auf. Diese sind noch das Beste was man hat und
man wird ewere Tüchtigkeit an der Verwendung der alten Klei-
dungsstücke erkennen. Wir bitten sehr, diese ersten Worte im
neuen Jahr zu beherzigen. Hattersheim, den 31. Dezember 1917.
Der Bürgermeister: Kehler.

Bonn. Dem „General-Anz.“ wird geschrieben: „Gibt dem
Bann-Kolisch.“ Mit diesen Worten betrat am Tage vor
Weihnachten eine einfach gekleidete Arbeiterfrau, die nach altem
Brauch ein Kopftuch umgeschlagen hatte, mit ihrer Schwerarbei-
terin-Tochter einen bekannten hiesigen Schmied- und Juwelierladen.
Die Verkäuferin, die jedenfalls die Kaufkraft der Bonnen auf
Gut und ihres eigenen kleinen Einkommens eingeschätzt hatte, legte
der Mutter zurück ein Hofstücken im Werte von 12 Mark vor,
das von der Tochter nicht einmal eines Blickes gewürdigt wurde.
„Hatt Ihr nie Besseres?“ war die einzige Antwort der Mutter auf
diese „Schmachtscherrung“ der Verkäuferin, die nun eilig mit
einem Hofstücken von 20 Mark herbeisprang, und wiederum die-
selbe Abfuhr erhielt der Mutter erwiderte: „Ach, meine das mir nie!“
Jetzt verließ sich das Fräulein zu einem Schmied von 100 Mark
im Glauben, nunmehr den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben!

Aber, o weh, dieselbe ablehnende Bewegung von Mutter und To-
chter: „Hatt Ihr den gar nie Besseres?“ Jetzt aber wollte unsere
Babengänger einen Trumpf auspielen, um die „Ehre“ ihres Ge-
schäfts zu retten: Sie erklärten mit einem kostbaren Halskettchen
von 1200 Mark Wert am Abendlich und breitete ihn stolz vor den
Blick des letzten Käuferpaars aus. Unsere Verkäuferin fiel
aber bald „auf den Rücken“, als aus der Mutter Jahngedrege nur
die trockene Bemerkung zur Tochter herüber erklang: „Gefällt Der
datt Stöck, Stöck?“ Und es gefiel, ohne auch nur eine Silbe um den
Preis zu feilschen. „Dann doot dem Bann das Kolisch an!“ war
die letzte Ausrufung der Mutter, die im Handumdrehen zwölf
„Blaue“ auf den Tisch des Hauses niederlegte und unter tiefen Blick-
linken der Geschäftsdame mit ihrem staatsgemachten Buut den Laden
verließ, während die Verkäuferin ihnen verblüfft nachschaute.
— Doch den letzten letzten Jahren nach dem Kriege magere folgen
werden und es daher angebracht wäre, von dem hohen Verdienst
einen Sparplan zu zurücklegen, scheint leider gewissen Kreisen
nicht zum Bewußtsein zu kommen.

Kassel. Die Polizei verhaftete den 19jährigen Sarichter aus
Dels und den 23jährigen Arbeiter Julius Siegel wegen unge-
zügelter Kellereindiebstahle im wälschen Stadteile. Beide Räuber ge-
standen bis jetzt 50 Einbrüche ein. Sie arbeiteten stets mit Masken
und ausgekleidetem Diebstahlszeug. Ihnen sind große Mengen
Weine, Lebensmittel und andere Waren in die Hände ge-
fallen, die sie an Wirt veräußerten. Sarichter wohnte in einem
hiesigen Hotel als Fährlich, trieb großen Aufwand und stand kurz
vor der Verlobung mit einem jungen Mädchen aus sehr achtbarer
Familie. Er galt in den Kreisen, in denen er verkehrte, als Sohn
eines reichen hiesigen Fabrikbesizers.

Wie nennt man den gegenwärtigen Krieg? Wie die späteren
Geschichtsschreiber unseren Krieg nennen werden, wissen wir noch
nicht. Gegenwärtig gibt es aber bereits eine Fülle von Bezeich-
nungen, die miteinander abwechseln. Zuerst nannte man ihn den
„Krieg von 1914“. Als aber 1915 herankam, sagte man „Der
europäische Krieg“ oder „Der Weltkrieg“. Die Amerikaner haben
ihn den „Großen Krieg“ genannt. Andere Bezeichnungen sind:
„Der Völkerrkrieg“, „Der Rassenkrieg“. Ein französisches Blatt, das
sich mit dieser Frage beschäftigt, meint, der „Frontenkrieg“ würde
den besonderen Charakter dieses ungeheuren Stellungskrieges am
besten ausdrücken.

Amsterdam, 31. Dezember. Das Reuterische Bureau be-
richtet aus Washington: Am Samstag verlor ein neuerliches Er-
dbeben Guatemala fast ganz. Das Marineministerium berichtet,
daß alles in Trümmer liegt. 125 000 Personen sind obdachlos.
Flottenabteilungen erhielten den Befehl, Hilfe zu leisten.

Neujaehrsgruß

der Stadtkinder an die Pflanzkinder auf dem Lande.

Wie oft denk ich an Euch zurück,
Ihr treuen Pfleger, an das Glück,
Das Ihr mir gönntet Tag für Tag.
Mit viel Geduld, ohn' große Mühe,
In Haus und Hof, in Wald und Feld,
In Eurer freien Gotteswelt!
Nicht fühl ich erst, wie schön es war,
Gott segne Euch im neuen Jahr!

Die Stadt ist groß, die Stadt ist fein,
Wer möchte in der Stadt nicht sein?
Doch schöne Pläne hat die Stadt,
Doch schön ein „Wald“ macht niemand satt.
Manch einer Land und Knie preßt,
Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
Nicht weiß ich erst, wie schön es war,
Gott segne Euch im neuen Jahr!

Er füll' den Stall, besuche die Au,
Behüt' das Kind, beschirm die Frau,
Leb' Kraft dem Mann, daß Erntesege
Auf's neu beschert sei rückgem Regen.
Nicht eins uns sein in fremdem Schaffen,
Das Vaterland braucht uns're Waffen!
Stets denk ich dran, wie schön es war,
Gott segne Euch im neuen Jahr!

Neueste Nachrichten.

Wba Berlin, 2. Januar. Seine Majestät der Kaiser und Ihre
Majestät die Kaiserin nahmen gestern am Gottesdienste im Dome
teil. Später empfing der Kaiser General Hoffmann und hörte den
Generalstabsvortrag.

Berlin, 2. Januar.

Das „Berl. Tagebl.“ meldet aus dem Haag: In einer Rede
in Pesten erklärte der ehemalige Präsident Taft, daß
die im Lande ausgebrochenen zwei Millionen amerikanischen Sol-
daten bei weitem nicht für einen Kampf gegen Deutschland als unge-
fährdet erweisen würden. Es würden mindestens sieben Millionen
nötig sein. Amerika solle alle seine Kräfte zur Beendigung des
Krieges aufbringen.

Das „Berl. Tagebl.“ meldet aus Zürich: In griechischen
Kreisen der Schweiz ist die Nachricht verbreitet, die Auflösung
der Saloniktarmee sei beschlossene Sache. Man
wisse in der Entente daran, ob es Verstehe noch möglich sein
werde, sein Rückzugsvorschlag zu erfüllen.

Die Maßnahmen über die Abkühlung der Entente-
mächte sind, wie das „Berl. Tagebl.“ meint, sehr wider-
spruchsvoll. Im allgemeinen könne man annehmen, daß in Re-
sultatstreifen von London, Paris und Washington nicht beab-
sichtigt sei, bis zum Ablauf der achtundzwanzigsten Frist bis zum 4.
Januar den Friedensverhandlungen auf der in Brest-Litowsk durch
die Erklärung vom 25. Dezember bezeichneten Grundbahn sich anzu-
schließen. Vielmehr werde man, um den nach Klarheit und nach
einer Revision der Kriegsziele Verlangenden Genugtuung zu ge-
währen, den Eröffnungen von Brest-Litowsk eine gemeinsame
Ausschreibung der Entente gegenüberstellen. Es sei andererseits
wahrscheinlich, daß man die Versuche, sich in Petersburg den
Bolschewiki angeschlossen zu nähern und Einfluß auf sie zu gewinnen,
stärker als bisher fortsetzen werde.

Der „Matin“ meldet, der französische Botschafter in
Petersburg habe gegen die Hindernisse pro-
testiert, welche die marxistische Regierung der französischen
und der englischen Mission bereiten.

In den Geheimkungen des italienischen Ge-
nats soll die Antwort der Mittelmächte in Brest-Litowsk Gegen-
stand ersterer Auseinandersetzungen gewesen sein. Einige Sen-
atoren hätten an die Regierung das energische Ersuchen gerichtet,
den Schweizerischen Bundesrat sofort um seine Vermittlung in der
Friedensfrage zu bitten. In der über den Antrag herbeigeführten
Abstimmung blieben die Antrosteller jedoch in der Minderheit.

Laut „Berl. Lokalanzeiger“ hatte der Führer der deutschen
Marinekommission eine Unterredung mit Trotski. Am Freitag
mittags haben die ersten Beratungen zwischen den Vertretern
Deutschlands und des russischen Marinekabinetts über die Einzelheiten
des Waffenstillstandes auf dem Meere stattgefunden.

Nach einer französischen Meldung ist General Kaledin
in der Generalversammlung der Kosaken mit 562 von 633 Stimmen
widerum zum Heiman der Kosaken gewählt worden.

Unter dem Vorh der Staatssekretärs n. Rüh-
mann fand am Neujahrstage eine Besprechung der Führer der
Rechtsfraktionen über die Friedensverhandlungen
in Brest-Litowsk statt. Am Laufe der Konferenz forderten die bei-
den Vertreter der Sozialdemokratie, die Abgeordneten Scheidemann
und Ebert, laut „Berl. Tagebl.“ die möglichst umgehende
Einberufung des Reichstages.

Die „Ländliche Rundschau“ meldet: Die Verhandlungen, die ver-
traulicher Natur waren, dehnten sich bis in die späten Abendstunden
aus. Herr von Rühlmann wird übrigens nicht an den Verhand-
lungen des Hauptauschusses teilnehmen, da er heute abend nach
Brest-Litowsk zurückkehrt. Seitens der unabhängigen Sozialdemo-
kraten ist die Einberufung des Reichstages gefordert worden.
Der Reichstags-Ausschuß wird hierüber am Donnerstag Be-
schluß fassen.

Depeschenwechsel zwischen Kaiser und König Ludwig.

Wba München, 1. Januar. Die Korrespondenz Hoffmann
meldet: Zwischen König Ludwig und dem deutschen Kaiser hat aus-
Anlaß des Jahreswechsels folgender Telegrammwechsel stattgefun-
den: Seine Majestät dem Kaiser! Dir und der Kaiserin bringe
ich mit Marie Theresie zur Jahreswende die tief empfundenen Glück-
und Segenswünsche dar. Wieder geht ein Jahr härtester Kämpfe
für Euer und unser liebes Vaterland zu Ende, erfolgreich an hel-
denmütiger Abwehr übermächtiger Heeremacht, an hiege-
reichen Fortschritten gegen unsere Feinde, an zäher Ausdauer und Arbeit im
Inneren. Gleichwohl will der Wahn, Deutschland und seine Bun-
desgenossen niederringen zu können, bei unteren Hauptfeinden noch
nicht endgültig schwinden. Ihre Schuld ist es, wenn trotz der von
uns schon vor Jahresfrist erklärten Verständigungsbereitschaft und
trotz des Friedenswillens, der im Osten zu Tage tritt, das Blut- und
Zerstörungswort seinen Fortgang nimmt. Deutschlands Fürsten
und freien Städte, das ganze Volk werden wie bisher in Einigkeit
und Geschlossenheit zu sammenstehen, bis uns das gute Recht auf
Leben und Geltung, auf Weiterentwicklung in christlicher Arbeit er-
stritten ist. Daß dieses glückliche Ende des großen Kampfes für
Deutschland und seine treue Bundesgenossen erreicht wird, ist un-
serer tiefsten Zuversicht. Gott gebe Dir und Deinem Hause hierzu
seinen Schutz und Beistand. gez. Ludwig.

Der deutsche Kaiser antwortete hierauf: Seine Majestät dem
König von Bayern! Herzlichen Dank und wärmste Erwidern
Eurer freundlichen Neujahrswünsche von Viktoria und Mir. Wir
füllen mit Dank zu Gott auf das verfloßene Jahr zurückblicken,
das uns neben heldenhafter Verteidigung unserer Grenzen im Be-
reim mit unseren treuen Bundesgenossen glänzende Siege und den Keim
eines Friedens gegen Osten gebracht hat. Er wird uns auch im
neuen Jahre in unserer gerechten Sache zur Seite stehen und den
bösen Willen der Feinde, die noch immer an ihrem frevelhaften
Vernichtungsvorhaben festhalten, zu brechen helfen. Mit Dir vertraue
ich fest auf unser deutsches Volk, daß es auch diese letzte uns auf-
erlegte Prüfung bestehen und die Reime des Sieges in diesem gro-
ßen Kampfe im Freiheit und Recht erringen wird. Gott schütze
Dich und Dein treues Bayernvolk im neuen Jahre. gez. Wilhelm.

Der Tauchbootkrieg.

Wba Berlin, 1. Januar. Eines unserer U-Boote, Kom-
mandant Korvettenkapitän Kophamel, der seine letzte Fahrt bis zu
den Capoverdischen Inseln ausdehnte und nach dort im Hafen von
Porto Grande zwei große brasilianische (ehemals deutsche) Dampfer
versenkte, ist unlängst glücklich in die Heimat zurückgekehrt. Per-
sonal und Material haben die lange Fahrt beinahe überstanden und
hierdurch einen neuen Beweis geliefert ebenso sehr für die gute
Ausbildung der Besatzung wie für die Betriebssicherheit unserer U-
Boote, die nächst der Tüchtigkeit unserer Konstrukteure auch der ge-
wissenhaften Arbeitsweise unserer Werkstatte zu danken ist. So
trägt auch diese ihr Teil zu den Erfolgen des U-Bootkrieges und da-
mit zum endlichen deutschen Siege bei.

Die Gesamtbesatzung dieses U-Bootes besteht in der Verankerung
eines wahrscheinlich amerikanischen Zerstörers, von 9 Dampfern und
5 Segelschiffen mit rund

45 000 Brutto-Register-Tonnen.

Unter den Ladungen der meist von Amerika nach Italien oder
Frankreich bestimmten Schiffe befanden sich mindestens 10 000 Ton-
nen Kriegsmaterial, ferner Kaffee, Leder, Weizen, Kupfer, Stahl,
Eisenstücke, Gummi in größeren Mengen. 22 Tonnen Kupfer hat das
U-Boot außerdem als wertvollen Beistand für die deutsche Kriegs-
wirtschaft mitgebracht.

S. M. der Kaiser hat dem Kommandanten, der schon auf eine
Reihe rühmlicher Kriegseinsätze zurückblickt, den Orden Pour la
merite verliehen.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Der heutige Tagesbericht.

Wba Amstich. Großes Hauptquartier, 2. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

Von Bishote bis zur Deule war die Artillerietätigkeit vom
Mittag an in einzelnen Abschnitten gesteigert. Nördlich und südlich
von Cens lebte sie in Verbindung mit erfolgreichen Erkundungen
vorübergehend auf. Auch zwischen Atras und St. Quentin nahm
das Feuer zeitweilig an Stärke zu. Die Zahl der in den letzten
Tagen südlich von Marcoling gefangenen Engländer hat sich auf
500 erhöht.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Nördlich von Presnes und beiderseits von Ornes erhöhte Ge-
schützaktivität. Erkundungsvorstöße führten an mehreren Stellen
der Front zur Gefangennahme einer Anzahl Franzosen.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Nichts Neues.

Mazedonische Front.

Keine besonderen Ereignisse.

Italienische Front.

Die Feueraktivität war auf der Hochfläche von Asiago und im
Tombagebiet zeitweilig gesteigert.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Anzeigen-Teil.

Prim. Gold. Medaille



Paul Rehm,
Zahn-Praxis

Wiesbaden, Friedrichstr. 50, I.

Zahnschmerzbesichtigung, Zahnziehen, Nervtöten
Piombieren, Zahregulierungen, Künstl Zahn-
ersatz in div. Ausführungen u. a. m.

Sprechst. : 9—6 Uhr.

Telefon 3118.

Dentst d-s Wiesbadener Beamten-Vereins.